



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 51.

Mittwoch, 2. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

Roman von E. Fischer-Marxgraff.

Amerikan. Copyright 1923 by Wt. Bur. M. Linke, Dresden 21.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

„Sie kommt“, schrie Aribert, Freiherr von Massenbach, Herr auf Unverzagt, Massenbach und Haßgerode, durch den Spalt der halbgeöffneten Tür, und die mächtige Stimme füllte sogleich den ganzen Raum des Wirtschaftszimmers, an dessen einzigem Fenster seine Gattin vor dem uralten, geschnittenen Spinnrad saß und emsig das Rädchen surren ließ.

Das Trittbrett hielt ganz urplötzlich mit einem leise kreischenden Laut, das Mad machte noch ein paar ohnmächtige Versuche zu einer letzten Umdrehung und gab im Stillstehen einen Ton wie verhallendes Röcheln von sich, während das runde, noch immer hübsche und jugendliche Gesicht der Hausfrau ganz blaß und erschreckt sich dem Gatten zuwandte: „Nein . . .“

Der Freiherr hatte seine gewaltige, etwas untersekte Gestalt jetzt vollends zur Tür hinausgeschoben und schwenkte in der erhobenen Linken eine Depesche wie eine Freude-fahne. „Sie kommt!“, schrie er noch einmal, daß man meinen mußte, sie sei seit mindestens zehn Jahren tottaub: „Was sagst du nun? — Wer hat wieder einmal recht gehabt?“

„Nein . . .“ Es war noch immer der halblaute Ton, schwankend zwischen unglaublichem Staunen und der Furcht, zum besten gehalten zu werden.

Frau Adelgunde von Massenbach hatte die kräftige, wohlgebaute, aber stark ausgearbeitete Hand gegen den Gatten ausgestreckt: „Gib her . . .!“

„Erst einen Kuß!“

Der Hausherr hatte den Arm um die stattliche Gestalt der Gattin geschlungen, die in dem sauberen, blauweißen, sehr schlicht, aber hübsch gearbeiteten Kleide aus Diakonissenstoff, der hellen, modernen Wirtschaftsschürze, wie aus dem Ei geschält erschien.

Sie suchte sich lachend aus seiner Umarmung zu befreien: „Ach, laß doch . . .! Gib her, ja?“

„Erst den Kuß!“ Das klang fast drohend ernsthaft.

Da hob sie sich lachend auf die Zehenspitzen und drückte die frischen Lippen zweimal rasch hintereinander auf seinen Mund inmitten des dichten, in der Mitte gescheitelten Vollbarts: „So, du Dämon, damit du Ruhe hältst. Aber jetzt gib her. Denn ehe ich nicht mit meinen eigenen Augen gesehen . . .“

Aber Herr von Massenbach streckte die Nase wehrend gegen die Gattin aus, trat einen Schritt zurück und las nun, das Telegramm entfaltet, im Ausrufeton die wenigen Worte herunter: „Heute nachmittag fünf Uhr an Station Quersleben, bitte um Wagen, aber recht pünktlich. Gruß Mechthildis.“

Er hatte sich, beide Hände in die Seiten gestemmt, vor der Gattin aufgestellt, die ihm mit schnellem Griff das Papier entwunden hatte, um mit höchst eigenem Augen von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen.

„Na, was sagst du nun? — 's geschähen noch Zeichen und Wunder, was? — Hättest du so was für möglich gehalten? — Ich glaube, ich habe ein Gesicht gemacht, wie die Kat', wenn's donnert, als ich das Ding da aufmachte.“

Er hatte die Depeschentafel wieder an sich genommen

und studierte über den wenigen Worten, als ob sie Gold-perlen kabbalistischer Weisheit enthielten.

„ . . . bitte um Wagen, aber pünktlich,“ murmelte er halblaut vor sich hin.

„ . . . Na siehst du, da hast du sie ja in ihrer ganzen Größe, gleich von vornherein. Pünktlich, pünktlich,“ machte er und lachte halblaut und ärgerlich vor sich hin, dabei haben wir eine halbe Stunde von hier bis zur Bahn. . .“

„Über solche alte Jungfer . . .“

„Alte Jungfer, Aribert? Mit ihren achtundzwanzig Jahren, und so wie Mechthild sich pflegt?“ Frau von Massenbach hatte die Flachspelze von der hellen Schürze gelöst und das Spinnrad seitlich in die Ecke gestellt. Sie sah mit den samtbraunen Augen vorwurfsvoll zu dem Gatten hinüber. „Was soll ich denn sagen mit meinen vierundvierzig?“

„Ach du“, klang es überzeugt zurück, „Frauen wie du, die so fest im Leben stehen, bleiben immer jung und hübsch.“

Die Gattin antwortete nicht.

Die Hände ineinander gelegt stand sie in dem Rahmen des Fensters, das auf den Hühnerhof hinabging, und blickte auf das gefiederte Völkchen, das dort schreiend und gadernd sein Wesen trieb, mit verschwommenem Blick, eine kleine, feine Falte zwischen den Augenbraunen, die dem runden, sonst immer frohen Gesicht etwas ängstlich Sorgenvolles gab.

Herr von Massenbach war, so behutsam es seine markige Gestalt gestattete, hinter seine Frau getreten.

Ganz plötzlich hatte er die Hand unter ihr Kinn gelegt und wandte mit schnellem Ruck ihr Gesicht zu sich herum.

Aber er prallte erstaunt zurück, als er Tränen in den braunen Augen bemerkte: „Aber Frau Gundl, namu? Was, Tränen? Soll ich dir mit Schiller kommen —? Etwa, Amalie, du weinst — Na aber . . .“

Die Hausfrau hatte mit rascher Bewegung das feuchte Raß von den Wimpern getrodnet, den Arm unter den des Gatten geschoben und ging nun gemeinsam mit ihm in dem freien Raum des Zimmers auf und nieder.

„Ach Verti, wenn sie doch helfen wollte . . .“

Der Freiherr und seine Gattin gehörten zu jener Gruppe der Mißvergünstigten, die den ihnen von Haus aus wegen aufgehaltten Namen seufzend als eine schwere Last mit sich durchs Leben schleppen.

Ihrem schlichten Sinn widerstand alles Gefuchte, und so halfen sie sich durch Abkürzungen, suchten auch an ihren Kindern das ihnen Angetane möglichst gut zu machen, allerdings ohne Dank dafür zu ernten nach dem altbewährten Rezept, daß, was man hierorts macht, man eben falsch macht.

Er tätschelte beruhigend die gut gepflegte Hand auf seinem Arm, die dennoch die harte Tagesarbeit nicht verleugnen konnte: „Wird schon werden, wird schon werden,“ meinte er, wie jemand, der sich selbst eine spannende Beklemmung von der Seele reden möchte, „sie ist ja nicht von Stein.“

„Aber engherzig, Mann, engherzig, wie alle, die auf dem Geldsack sitzen. Wenn sie auch deine Schwester ist . . .“

„Stief . . . Stief . . .“

„Na ja doch, wenn du's so willst . . . Aber schon vom“

Vater seid ihr doch eins. Lieber Gott, wenn dein Großvater nicht so toll draußlos gewirtschaftet hätte. Das unselige Spiel . . .

... und die Damen vom Theater, und die schönen Pferde, und, ja, was weiß ich noch . . .“ meinte ihr Vatte und gähnte ein wenig, „das Resultat ist schließlich das gleiche betrübende hier . . .“ er machte mit Daumen und Zeigefinger die bezeichnende Bewegung des Geldzählens.

Sie nickte: „Warum bloß Nechtildis Mutter so un-menschlich viel Geld hatte, und die deine so gar nichts . . .?“

„Warum ist der Himmel blau und nicht rot, und warum gehen die Kater auf vier Beinen und nicht auf den Ohren . . .“

„Weißt!“ Der Hausherr hatte sich vor der Gattin aufgestellt und, sie an beiden Schultern fassend, sah er ihr lachend in das Gesicht, „sechszwanzig Jahre hast du Leid und Freud' tapfer auf deine starken Schultern genommen, und der Freude war's tropfenweise, während das Leid gleich in Bütteln kam, — und jetzt im siebenundzwanzigsten Kriegs- — wollte sagen Friedensjahr — willst du anfangen, Trübsal zu blasen?“

Frau Adelgunde hatte das blütenfrische Taschentuch der Schürentasche entnommen und trocknete die Tropfen von den Wimpern, die glitzernd daran hingen: „Vertel, wenn es unsere wären . . . aber die Traute . . .“

„Gott, ja, die Traute, das zarte Dingelchen, das nun einmal zu nichts anderem paßt als zur Hausfrau im eigenen Heim.“

„Siehst du, das ist's ja eben.“

„Nu ja, ja, aber alles Unten hilft nun doch mal zu nichts. Sie kommt — und siehst du, das ist doch ein tüchtiger Schritt vorwärts. Weib, nun lach' mal. Habe dich ganze fünf Minuten nicht lachen gesehen. — Weib, kennst du die Geschichte von Meher Cohn, wie der in den Himmel kam?“

Jetzt lachte sie wirklich über das ganze frische Gesicht: „Du, das sage ich dir, wenn du mir mit den alten verschimmelten Anekdoten des Amtsrat Tribonius, deines Busenfreundes kommst, dann nehme ich Reißaus, das weißt du . . .“

Er legte den Arm um sie und suchte ihren Mund. Sie wehrte, noch immer lachend ab: „Gib Ruh . . .“

Von draußen her klang der tosende Schritt kräftig genagelter Jungensstiefel, die in ungestümen Sähen die große Treppe in der Halle herabstiegen.

Der Hausherr hatte lausend den Kopf gewandt und den Daumen über die Schulter gebogen: „Da hörst du's? . . und wenn ich zehn Monate geschlafen hätte, im ersten Moment des Aufwachens würde ich aus jedem dieser Elefantensäue das Wort „Ferien! Ferien!“ heraus hören.“

Er hatte behutsam die Tür geöffnet und „Ferien!“ schrie er mit seiner Bärenstimme in den Hausflur hinein, daß es wie fernhallender Donner von der Deckenwölbung zurückkam.

Das etwa zwölfjährige Jungchen, das in gestreifter Bluse und bloßem Kopf gerade mit ein paar Hechtsähen den nächsten Treppenabsatz zu gewinnen gedachte, war erschreckt stehen geblieben.

Im nächsten Augenblick hing er mit kühnem Sprung am Halse des Vaters, und: „Ferien!“ bröhlte es diesem in die Ohren.

Die gewaltige Gestalt hatte zwar von dem mächtigen Anlauf ein wenig geschwankt, aber jetzt stand sie wieder fest und sicher wie zuvor.

Er klopfte dem Spätling, der sieben Jahre nach der Geburt der ersten und einzigen Tochter des Hauses die Wände angeschrien hatte, die gebräunte Wange: „Na, hat der Herr Kandidat den Batel wieder einmal für acht Tage aus der Hand gelegt? — Wo soll's denn hingehen?“

„An die Emse — Schiffe schwimmen lassen . . .“

„So — Und wo ist Susanne?“

„Sie macht die Stachelbeeren zurecht, die am Nachmittag zur Stadt sollen.“

Der Hausherr hatte die starken Augenbrauen hochgezogen: „Na — und?“ Das klang, als ob in den wenigen Worten ein geheimer Sinn mitschwänge.

Die Augen des Jungchen irrten mit gemachter Leichtigkeit über die ersten Gesichter der Eltern, denn auch die stattliche Gestalt der Hausfrau war unheilverflüchtend in dem Rahmen der Tür erschienen.

„Ich wollt' helfen“, stotterte er, „aber Susse hat mich fortgeschickt.“

„So?“ Das Gesicht des Vaters wollte gar keinen freundlicheren Ausdruck annehmen, „und das Wörtchen, so man Pflicht nennt, ist Ihnen wohl ganz unbekannt, Herr Konz von Massenbach? — Was man einmal übernommen hat, soll man auch ein für allemal festhalten — verstandibus? — Wir alle hier auf Unverzagt, mein Jungchen, müssen die Hände rühren, um unser täglich Brot in Frieden essen zu können, da gibt's keine Ausnahme . . .“

„ . . . Und denk mal an die arme Susse, die doch gewiß auch gern einmal ein paar Ferientage haben möchte,“ warf die Mutter vorwurfsvoll ein.

Da seufzte Herr Konz einmal recht aus Herzensgrund, und den Blick schmerzvoll über die beängstigend ernsten Gesichter der Eltern hingeleiten lassend, wandte er sich mit einem Ruck auf dem Absatz um.

„Na, ja dann — dann hilft's ja nicht . . .“

Im nächsten Augenblick ging es jedoch wie strahlender Sonnenschein über das nette Kassegesicht: „Wenn's denn sein muß? Aber heute werden's mindestens fünf Mehen, macht das ganze 25 Pfennig, hurra! —“

Damit stürzte er mit Riesensähen die Stufen zum unteren Stockwerk herab, und aus dem Treppenschacht tönte noch etwas wie „Sparkasse“ und „Flöte“ verworren zurück.

Die Zurückbleibenden sahen sich lächelnd an und nickten einander zu.

„Brachtgören“, sagte Herr von Massenbach und in seiner Stimme schwabte es wie mächtig heraufquillende Mühnung.

Dann sprang er mit einem schnellen Satz ins Zimmer zurück, die Gattin kräftig mit sich fortziehend.

Von dem Flur im Erdgeschoß war das ruhige Sprechen zweier Herrenstimmen heraufgeschollen. Ein klangvolles Organ in der so angenehmen Mittellage, das jede Silbe energisch betonte, und ein anderes breites, Sprechen im Kanzelton, von einer bewußten Selbstgefälligkeit.

„Sei still, recht still“, flüsterte Herr von Massenbach so wichtig und geheimnisvoll, als sei er im Begriff, ganz Thüringen zu verraten.

Er preßte die Hand der Gattin, als wollte er sie zerdrücken und legte das Ohr an den Türspalt: „Wenn ich das Sprechen von dem Kerl höre, wird mir ganz elend zu Sinn“, wisperte er aufgeregt, „dann ist mir immer, als sollte ich Specksaue mit Del genießen — pfui Teufel! — Ich muß ihm aus dem Wege gehen, so viel wie möglich muß ich ihm aus dem Wege gehn, sonst — sonst passiert mal was . . .“

„Aber, Mann“, warf seine Gattin beschwichtigend ein, „was ereiferst du dich, sein Unterricht ist doch ausgezeichnet.“

„Ja allerdings, er fördert sehr, das kann man nicht leugnen, aber . . .“ So, sagte er mit einem tiefen Atemzuge und zog den Türflügel zurück, „jetzt ist die Luft rein. Der Herr Kandidat und unser großer Sohn sind auf ihren Zimmern angelangt, und nun wollen wir mit beschleunigter Geschwindigkeit unsere Vorbereitungen treffen, damit Fräulein Nechtildis von Massenbach würdig ihren Einzug in dem Schlosse ihrer Väter halten kann.“

(Fortsetzung folgt.)

März.

Nun werden die Berge wieder blau,
Und die frühen Schwalben jagen,
Und aus dem grau zerfließenden Tau
Ducklätzchen singen und jagen.

Nun läuft über braunen Aderbug
Jungsaat in meergrünen Strähnen,
Nun kräht die Sonne in steigendem Flug
Der Wolken fliehige Mähnen.

Nun bündigt des Bauern knorriger Arm
Raum noch die behebenden Pierde,
Nun schüttelt nach allem Hunger und Darm
Der Schrei der entseffelten Erde.

Ludwig Bäte.

Das Brautbukett.

(Eine kleine Beobachtung in der Straßenbahn.)

Von E. Petsch-Krapp.

Es ist ein nasskalter Wintertag. Die Fenster der Straßenbahn sind blind von Feuchtigkeit. Vereinzelt laufen ein paar Tropfen daran herunter wie eilige kleine Tiere. Die Menschen sitzen stumm nebeneinander, fast wie in einem Niederschlag des düsteren, grauen Tages da draußen. Etwas fröstelig, müde, verstimmt. Die Regenschirme sind wie Gewehre neben ihnen aufgestellt und klatschen ihre nasse Falte wie müde Flügel zusammen. Auf einmal aber steigt ein junges Mädchen ein, mit einem Bubentopf und einer Stubbsnase. Es trägt ein großes, schimmerndes, weißes Brautbukett. Es trägt es vorsichtig wie eine kostbare Porzellangruppe, aber mit jener geschäftlichen Leichtigkeit, die eben heute ein Bukett zur Hochzeit trägt und morgen einen Kranz zum Begräbnis. Und die hindämmernde verfauerte Menschheit im Wagen blickt auf. Sie saugt sich förmlich fest an dem mächtigen Blütenstrauch, der wie eine Sonne plötzlich über dem stummen Grau dieses Wagens aufgegangen ist.

Das Bukett ist in mächtiger Runde aus weißen Rosen und weißen Nelken zusammengebunden. Lange Büschel von zartestem Blättergrün hängen in weiten Ranken dazwischen. Eine feine weiße Tüllspitze, in deren Grund strahlende Ähren und vollerblühte Sedentosen gewoben sind, fließt zu beiden Seiten herunter. Zuletzt baumeln ein paar lange, schmale, weiße Atlasbänder daran wie Ketten am Weihnachtsbaum. In ein jedes davon sind junge grüne Blättchen, eine Nelkenknospe, ein weißes Abendweilchen und ein kleiner grüner Morientrans verknüpft, wohl in symbolischer Steigerung der Lebensstufen gedacht. Die weißen Rosen und die Nelken sind von wundervollster Frische, wie eben vom Strauch gebrochen. Hauchfeine Wassertropfen glänzen noch an ihren Blättern wie morgendlicher Tau, und ein schwacher süßer Duft steigt aus ihren Kelchen.

Die Leute im Wagen sind aus ihrer Erstarrung erwacht. Sie sehen alle nach dem großen, weißen Strauch. Was mag er in ihnen wachrufen, was erwecken? Zwei junge Mädchen sehen mit sehnsüchtigen, verträumten Blicken hinüber. Es ist, als ob ihre jungen Herzen in selbsterwartung pochten. Zwei Herren sehen etwas gedankenverloren auf. Vielleicht wird ein ferner Tag in ihnen wach, der sehnsüchtig war und lodend wie je einer, und der nun lange versunken liegt unter dem Einerlei der Jahre. Eine junge Frau mit zwei schmalen Goldreifen am Ringfinger sitzt wie in innerer Qual verstrickt. Eine alte Frau sagt in hartem Dialekt: „Wie schön!“, aber in ihrem Ton ist mehr Bewunderung, fast etwas wie Entsetzen, daß man so etwas Teueres, Kostspieliges für diesen einen Tag kaufen kann. Ihr eigener Hochzeitstag ist wohl in praktischer Alltäglichkeit verlaufen.

Strahlend aber wie eine warme Sonne leuchtet das Bukett mit seinen baumelnden Seidenbändern. Und es ist, als schreite durch dieses Grau des Alltags, an diesen sinnenden Menschen vorüber ein festlicher Zug. Eine seiden-geschmückte junge Braut, ein Mann mit glücklichen Augen. Es schwingt wie von unsichtbaren Gloden, es fliehet von tanzenden Füßen und es lächelt wie im Frühling von Liebe und Glanz. Es lächelt noch silbern hinterher, als das Mädchen aussteigt und in einem Haus verschwindet. Vielleicht wird auch ihm hinter seiner geschäftlichen Miene der Herzschlag einmal erheben, im Augenblick, da es seinen schimmernden Strauch einer anderen abzugeben hat — wer weiß es!

Dschiu-Dschu.

Von Max Havel.

Vor Jahren, als wir den Japankoller hatten und die Meisterkunst der Selbstverteidigung von den Gelben lernen wollten, das famose Dschiu-Dschu, das uns befähigt, jeden Gegner, der uns zu nahe kommen will, durch einen einfachen Sand- oder Faustschlag kurz und gut zu erledigen, damals, vor Jahren, als die gelbe Gefahr in der Luft lag, entschloß sich auch der vortreffliche Graf Pompejus, ein österreichischer Aristokrat und Allround-Sportsman, wenngleich er für alle Sports etwas zu weit war, zum Studium jener künftigen Praxis des Dschiu-Dschu, das Lacadio Hearn das Geheimnis japanischen Weizens genannt hat.

Als der Graf Pompejus alle Kniffe und Bliffe der Meisterkunst einigermaßen heraus hatte und ad oculos demonstrieren zu können vermeinte, lud er zu einem belehrenden Vortrag über den Wert und das Wesen des Dschiu-Dschu ein, das er nun auch am lebenden Modell vorführen wollte. Er sprach im großen Saale eines Wiener Sportklubs vor einem sehr interessierten Auditorium und sprach als überzeugender Kenner. Das heißt, er sprach so,

als ob er das ausgezeichnete Lehrbuch des hervorragenden Mr. Irving Hancock auswendig gelernt hätte, und ging dann, nach blendenden Worten, zu kühnen Taten über.

Er rief seinen Diener Franz auf die Tribüne und zeigte an ihm den „Teufelsbandschlag“, den „Kodärmetrid“, den „funstgerechten Dschiu-Dschu-Kehlariff mit Wurf von hinten“, er zeigte den „Beintrid aus der Anelase“, den „Armbaten“, den „Nieren Schlag“, die „verkehrte Armbeuge“, den „Fieb gegen die Rückratwurzel“, den „Schulterkniff“ und alle die übrigen Tücken der großen, kleinen Herren aus dem Lande der Ritschblüte. Und zuletzt — und das sollte den Abend krönen — zuletzt befahl der Graf Pompejus seinem Diener Franz, ihm eine Ohrfeige zu verlesen, und zwar eine recht kräftige.

„Franz“, rief er, „schlag' nur fest zu! Ich will den Herrschaften noch eine ganz besondere Parade zeigen!“

Nun, der Diener Franz wurde ob dieses seltsamen Befehles verlegen und wollte nicht recht. Dem vortrefflichen Grafen Pompejus, seinem geliebten Herrn, eine Ohrfeige geben, und eine recht kräftige auch noch, und vor allen Leuten — wie unausdenklich, wenn die Parade mißlänge! Das könnte ihm die Sympathie seines Herrn und damit die Stellung kosten! Und der Diener Franz sträubte sich.

Aber der eifrige Graf Pompejus bestand auf seinem Befehl und Franz mußte endlich dem kategorischen Imperativ gehorchen.

Er schürzte den rechten Kodärmel ein wenig hinauf, stellte sich in Positur, wie sich in die immerhin beträchtliche Handschläge und holte aus. Und dann schaute sein starker Arm der einladend lässigen Bude des Grafen Pompejus zu, der ein Vollmondgesicht hatte. Nun, es wäre eine Ohrfeige von etlichen Wiederkäuern geworden, ja, das Experiment hätte bei dem erprobten Biceps Franzens für den vortrefflichen Grafen geradezu katastrophal endigen müssen. Aber, siehe da: der Graf Pompejus, ihm wie ein Boxer aus Moriota, fing den Schlag des Dieners mittwegs auf und im nächsten Augenblick schon taumelte der stämmige Franz, von der genialen Parade des Grafen betäubt, erledigt zur Wand.

Man war entzückt. Ja, diese Japaner! Bravo, bravissimo! Man fand den Grafen Pompejus fabelhaft und erstarrte in Bewunderung für den unerreichlichen Osten. Ein junger Mann, der alles exotisch Fremdländische anbetete, sagte sogar gleich den Enschluß, in das Land der aufgehenden Sonne zu reisen, um Dschiu-Dschu an Ort und Stelle zu studieren.

Aber es war noch ein zweiter Diener im Saale: Baclaw, ein Tscheche, aus Pribram gebürtig, schlau, findig und einem klüglichen Spak, zumal wenn er dorb war, gern genoscht. Dieser Baclaw hatte das Ohrfeigen-Experiment mit breitem Lächeln beobachtet. „Satzazeni!“, hatte er gedacht, „wann ich darf geh'n Watsch'n dem Herrn Graf, frigate sich Watsch'n!“

Der Graf Pompejus dankte noch für den Applaus, der ihn wie eine Furt überkuppelt hatte, er sah im Saal herum und lachte, da Franz seine Schuldigkeit getan hatte, nach einem neuen Kaninchen, an dem er seine Meisterkraft versuchen konnte. Und sein Blick entdeckte den unweit stehenden Baclaw, der mit gierigen Augen bat, die Tribüne bestiegen zu dürfen.

„Baclaw“, rief da der Graf Pompejus, der den Blick verstand, „Baclaw, komm herauf — ich kann den Herrschaften nämlich noch eine andere Parade zeigen — den kreuzweisen Schädel Schlag von unten — eine ganz ungefährliche Angelegenheit, wenn sie richtig gemacht wird!“

Baclaw betrat sogleich mit geschickt gespielter Verlegenheit die Tribüne und der seiner Sache sichere Graf Pompejus befahl ihm, was er seinem Diener Franz befohlen hatte: ihm eine recht kräftige Ohrfeige zu geben.

„Wenn's Herr Graf erlaub'n“, sagte Baclaw sehr demütig, „dann will ich Watsch'n geh'n!“

Und er machte sich bereit. Und der Graf Pompejus auch. „Satzazeni!“ dachte Baclaw.

„Du wirst fliegen!“ dachte der Graf. Und dann — fiffi — riffi die flache Prabe des Tschechen durch die Luft, wohltempiert und einschlagsbereit. Baclaw hatte sich bei den Watschen-Affen im Wiener Prater, bei jenen Kraftmessern, die in den Schiebuden aufgestellt sind, in vielen Jahren bei vielen Praterbesuchen mit irgend einer Marikante, der er imponieren wollte, die große Fähigkeit erworben, Ohrfeigen — im Wiener Dialekt bekanntlich „Watschen“ geheißen — zu verabreichen. Und nun stand sozusagen ein lebender Watschen-Aff vor ihm. Er sollte sich nicht zu beklagen haben. Fiffi — „wart' ich werb' dich zeigen!“ sagte er grimmig, doch zu sich selber, und hieb wie befehlen hin. Ja, aber der Graf Pompejus war nicht aus Leder und Sägelohnen. Er parierte den Schlag aus dem Handgelenk und wollte schon, festhaft lächelnd wie ein Zaubertrickler, dem sein Stückchen gelungen ist, an Baclaw, im flinken Anschluß an die unschlagbare Parade jenen berühmten „kreuzweisen Schädel Schlag von unten“ praktizieren, der

den Geometer einfach zusammenklappen läßt — als man plötzlich ein schallendes Aufklappen, eine Art Knall vernahm, der nur vom Eintreffen einer umfangreichen Handfläche auf dem kaffigen Fleischpuffer der Backe des Grafen Pompejus her-
rühren konnte.

Diese Annahme war denn auch berechtigt.

Bacław hatte, nach dem Versagen seines rechtskräftigen Versuches, schnell entschlossen seine linke Hand ins Gesicht ge-
bracht und einen heftigen Volltreffer erzielt. Denn er war
Unschädlicher.

Lobendes Gelächter umbrandete mit schmerzhaften Ras-
taden den Grafen Pompejus, der im Augenblick zur Statue
entgeistert schien. Die Menschheit ist verderbt und schaden-
freudig, das erkannte er nun, soweit ihm noch ein Erkenntnis-
vermögen geblieben war. Denn Bacław hatte die Kunst her-
aus, Watschen zu verabreichen, das stand fest, besser, es lag
fest. Er hatte sie, wie gesagt, lange Jahre bei den Watschen-
Affen des Wiener Praters geübt.

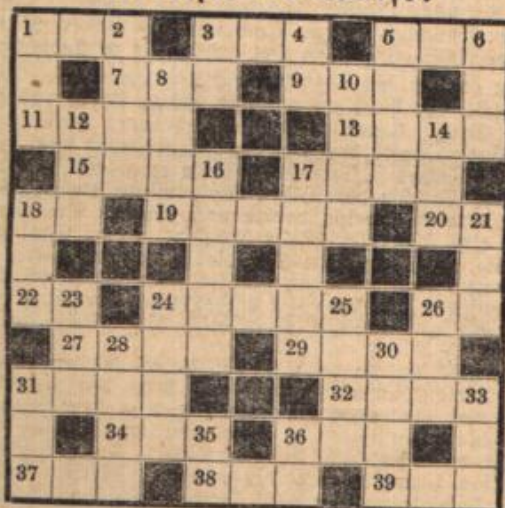
Aber nun, aus seiner Betäubung erwachend, begann der
Graf Pompejus eine wortreich lange Erklärung von sich zu
geben, die dazum sollte, daß er eigentlich noch kein Meister,
sondern bestenfalls ein mäßig begabter Schüler in der
schwierigen Kunst des Dschiu-Nisthu sei und daß die Methode,
wie alles Menschliche, offenbar ihre Wurzeln habe, die Versager
ermöglichte. Und dabei hielt er sich von Zeit zu Zeit seine
angewohnte Backe, die in klarer Kontur den Abdruck der
Praxe des schlauen Bacław zeigte.

Dieser aber, Bacław, aus Pribram gebürtig, grinst un-
schuldig:

„Hat er befehl'n, soll ich ihm Watsch'n geb'n, hab' ich
ihm Watsch'n geb'n! Tote tot!“

Der Graf Pompejus aber wendete sich seit jenem für ihn
in jedem Belange denkwürdigen Abend anderen Sports zu.
Er mißtraut dem Dschiu-Nisthu. Er horst gegenwärtig. Ob-
gleich es auch in dieser Praxis ganz gefährliche Vorkün-
der gibt.

Kreuzwort-Rätsel



Senkrecht: 1. Nebenfluß der Wolga. 2. Himmels-
körper. 3. Französisches Bindewort. 4. Höchste Spielkarte.
5. Junges Kind. 6. Frauennamen. 8. Pflanze. 10. Europäer.
12. Schwedische Münze. 14. Germanische Waffe. 16. Gift.
17. Stadt in der Rheinprovinz. 18. Bündnis. 21. Laufvogel.
23. Farbe. 24. Südamerikanischer Staat. 25. Turngerät. 26.
Schmeichelei. 28. Ländliche Arbeiterin. 30. Zuchtungs-
mittel (auch Feldmaß). 31. Gewässer. 33. Kadaver. 35. Ge-
richt (abgekürzte Schreibweise). 36. Feldmaß. — Wa-
recht: 1. Gemeine Stätte. 3. Frauennamen. 5. Hafenstraße.
7. Ansiedlung. 9. Stadt in Belgien. 11. Untere Schulkasse.
13. Frauennamen. 15. Nordische Gedichtsammlung. 17.
Mitteldeutscher Fluß. 18. Fürwort. 19. Hülsenfrucht. 20.
Italienische Note. 22. Fürwort. 24. Männername. 26. Ge-
stirnter Frauennamen. 27. Vorbedeutung. 29. Römischer
Kaiser. 31. Vogel. 32. Antilleninsel. 34. Nicht „schlecht“.
36. Bühnenaufzug. 37. Juristischer Begriff. 38. Teil des
Kopfes. 39. Wintererscheinung.

Auflösung des Silben-Kreuzworträtsels in Nr. 45:
Wa-recht: 1. Rotor. 3. Ali. 5. Rede. 7. Gemse. 8. Gau-
deamus. 9. Blüten. 11. Amerika. 14. Lene. 15. Antenne.
18. Nauen. 19. Melde. 21. Luna. 22. Kessel. 24. Amati. 26.

Siber. 28. Ostsee. 29. Leander. 30. Ruffin. 32. Me. 33. Entel.
35. Riese. 37. Rabe. 39. Guano. 41. Mdele. 42. Kugel. 43.
Talar. 44. Rede. 45. Sierra. 48. Biella. 49. Ende. —
Senkrecht: 1. Rose. 2. Torgau. 3. Mdele. 4. Liane. 5.
Remus. 6. Deblit. 7. Gemme. 10. Tenne. 11. Me. 12. Nienst.
13. Kamel. 15. Anna. 16. Tennisse. 17. Kanaan. 18. Rau-
titus. 20. Dogen. 21. Luise. 23. Sellerie. 25. Madeira. 27.
Derby. 28. Ostende. 31. Singular. 32. Anode. 34. Kelle. 36.
Segel. 38. Beta. 40. Areal. 41. Asten. 42. Rufe. 44. Real.
46. Erde. 47. Kate.

Welt u. Wissen

Wenn Hunde träumen. . . Der Traum ist durchaus kein
Vorrecht des Menschen, sondern gute Beobachter haben be-
merkt, daß auch der Hund, der treue Gefährte des Menschen,
ein reiches Traumleben hat. „Hunde träumen nicht nur, son-
dern sie „sprechen“ auch aus dem Schlaf.“ schreibt ein englischer
Hundefreund, R. Redpath-Scott. „Mein alter stachelhaarer
Terrier hat lebhafteste Träume, wenn er sich nach langem Um-
herstreifen im Feld auf seinem Teppich niederlegt. Ja, die
Träume sind manchmal so aufregend, daß er von ihnen auf-
wacht. Zuerst jault er in einer halb unartikulierten Weise,
wie unter dem Druck eines Albs, aber allmählich gewinnt er
seine Stimme im Traum und bellt ganz deutlich, wobei er
alle seine vier Füße gewaltig von sich streckt, wie wenn er
fortlaufen wollte. Wahrscheinlich jagt er in seinem Traum
ein Kaninchen oder eine Rabe. Manchmal kämpft er in
seinen Träumen mit anderen Hunden. Ein dumpfes Murren
dringt tief aus seiner Kehle; er fleucht seine Zähne und spannt
seinen schlanken Körper, wie wenn er sich aus den Klauen
eines Feindes befreien wollte. Ein andermal wieder sind
seine Träume vergnüglicher Art, denn er beugt sich beglück-
t, und seine schmalen Lippen kräuseln sich wie zu einem leichten
Lächeln. Daß Hunde öfters von ihren Herren oder Herrinnen
träumen, scheint sehr wahrscheinlich. Der bekannte Natur-
forscher James Gardener, der sein ganzes Leben lang seine
Hunde studiert hat, erklärt in einem seiner Bücher: „Wenn
mein Hund vom Schlaf aufwacht, so sehe ich aus der Art, wie
er mich anschaut, daß ich ihm in seinen Träumen begegnet
bin.“ Gardener war auch fest davon überzeugt, daß Hunde
in ihrem Charakter ihrem Herrn ähneln. „Kein schlechter
Mensch kann einen guten Hund besitzen“, pflegte er zu sagen.
Je älter der Hund wird, desto mehr träumt er. Junge Hunde,
wenn sie nicht sehr nervös sind, schlafen meist ruhig. Aber die
betagten Herrschaften des Hundesgeschlechts lehren in ihren
Träumen immer wieder zu den festigen Gewohnheiten ihrer
Jugend zurück, jagen Hasen und Kaninchen in elstischen Ge-
büschen und sechten Sträucher mit anderen Hunden aus.“

Schädliche und nützliche Raubvögel. Eigentlich gibt es
nur noch vier Raubvogelarten, die man für Deutschland als
einigermassen verbreitet bezeichnen kann, während alle
anderen mehr oder minder im Aussterben oder doch in starkem
Rückgang begriffen sind. Diese vier sind: Habicht, Sperber,
Mäusebussard und Turmfalke. Habicht und Sperber sind
zweifelslos schädlich, obgleich auch ihre Schädlichkeit vielfach
überschätzt wird. Anders verhält es sich bei Mäusebussard
und Turmfalke, die der größten Schonung würdig sind und
sich ja auch geschicklichen Schutzes erfreuen. Freilich stehen diese
Schutzeise vielfach nur auf dem Papier. Besonders auf den
Bussard sind viele Jäger schlecht zu sprechen; sie machen ihm
zum Vorwurf, daß er doch auch viele Junghasen, Rebhühner
und dergl. schlage. Daß der Bussard auch gelegentlich ein
Junghäschchen schlägt, ist nicht abzuleugnen, denn er wird
schwerlich einen Unterschied zwischen diesem Tier und einer
Maus machen. Gesunde alte Hasen oder Rebhühner schlägt
er aber nicht, dazu ist er überhaupt viel zu plump und schwer-
fällig. Dagegen wird ihm mancher frange Hase oder Rebhahn
zum Opfer fallen, namentlich angebliebte Ställe zur Zeit der
Treibjagden, die ohnehin elend verlaufen mühten. In dieser
Beziehung spielt er also wie alles Raubzeug Gesundheits-
polizei. Findet man also Hasenreste im Bussardmagen, so ist
damit noch lange nicht gesagt, daß der Bussard einen gesunden
Hasen geschlagen hat, zumal er ja auch andern Raubvögeln
ihre Beute abgibt, namentlich dem Wanderräuber. Ferner ist
nicht zu vergessen, daß er gelegentlich Aasfresser ist, also auch
einen tot aufgefundenen Hasen nicht verschmähen wird. Jagd-
lich kann man ihn also in geringem Maße als schädlich be-
zeichnen, aber demgegenüber steht ein großer landwirtschaft-
licher Nutzen, denn er ist einer der besten Vertilger der schäd-
lichen Feldmäuse. Wir hätten in den letzten Jahren nicht so
viele Klagen über Mausexode zu hören bekommen, wenn
nicht der Bussard durch tödliche Verfolgung in seinem Be-
stande so zurückgegangen wäre.